

Romanistik in Geschichte und Gegenwart

Heft 19,2

Herausgegeben von
ANDRE KLUMP
und
JOHANNES KRAMER



BUSKE

Inhalt Heft 19,2

Aufsätze

Roger Schöntag: Entstehung und Untergang einer Sprachinsel in Abhängigkeit von geographischen, soziokulturellen und politischen Grenzen	131
Julia Pinilla Martínez: Le français, langue véhiculaire des sciences en Espagne au XVIIIe siècle	157
José J. Gómez Asencio: Aportación al estudio del hispanismo lingüístico estadounidense del siglo XIX: su contribución a la descripción de <i>SER/ESTAR</i>	175
Aina Torrent: Evidentiality, subjectivity and grammaticalisation: Spanish idioms and their German translation.....	215
Ursula Reutner: Wikipedia und der Wandel der Wissenschafts- sprache	231
Besprechungen	251
Zeitschriftenschau	261
Portrait: Sybille Große	275
Inhalt Band 19, 2013.....	279

Die Deutsche Bibliothek — CIP-Enheitsaufnahme

Romanistik in Geschichte und Gegenwart. — Hamburg : Buske
Erscheint jährl. zweimal. — Aufnahme nach H. 1,1 (1995)
ISSN 0947-0565
H.1,1 (1995) –

ISSN 0947-0565

© Helmut Buske Verlag GmbH 2013, Printed in Germany. — Die Zeitschrift und alle in ihr enthal-
tenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen
des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Roger Schöntag

Entstehung und Untergang einer Sprachinsel in Abhängigkeit von
geographischen, soziokulturellen und politischen Grenzen
Das Zimbrische und andere oberitalienische Minderheiten
des Deutschen

1. Die Besiedlungsgeschichte und Entstehung der zimbrischen Sprach-
gemeinschaft

Der Name ‚Zimbern‘ (zimbr. *Tzimbar*, it. *cimbri*) erscheint schon in den frühesten Dokumenten, die Zeugnis von dieser Sprachgemeinschaft ablegen, d.h. bereits im 12. Jh. und ist spätestens seit dem 14. Jh. gebräuchlich. Die Bezeichnung leitet sich höchstwahrscheinlich von einer der Haupttätigkeiten dieser Siedler ab, nämlich ‚Zimmermann/Zimmerer‘ (< mhd. *zimberman/zimberer* < ahd. *zimbarman*) bzw. ‚zimmern‘ (mhd. *zimbern* < ahd. *zimbrōn*) und hat nichts, wie in älteren Werken oft diskutiert,¹ mit dem germanischen Stamm der Kimbern (lat. *cimbri*) zu tun.² Auch die Theorie, dass die Zimbern Nachfahren von langobardischen Siedlern gewesen seien, konnte schlüssig widerlegt werden, da der letzte Beleg aus Oberitalien zu Sprechern des Langobardischen aus dem Jahre 1000 stammt, die meisten Langobarden zu dieser Zeit aber wohl schon romanischsprachig waren, d.h. als die ersten Zimbern in Erscheinung traten, war diese Region vollständig romanisiert. (cf. Kolmer 2012:45-46)

Die ersten Belege zu den Zimbern und deren Herkunft finden sich in Handschriften des Klosters Benediktbeuren. Das oberbayerische Benediktinerkloster hatte nachweislich enge Beziehungen zur Benediktinerabtei *S. Maria in Organo* in Verona. Hinzu kam die Tatsache, dass im 10./11. Jh. viele der Bischöfe von Verona aus Bayern stammten (auch in Padua, Vicenza, Trient und Aquileja gab es zahlreiche deutsche Amtsträger). Ganz allgemein kann man dazu konstatieren, dass die Beziehungen zwischen Bayern und dieser Region Oberitaliens recht eng waren. Eine Schlüsselrolle spielte dabei das Bistum Freising (gegr. 720/730), zu dem ab 783 das Stift Innichen (gegr. 769) im Pustertal gehörte, von wo aus die deutschsprachige Besiedlung Krains betrieben wurde. Freising erwarb im 11. Jh. zudem Besitzungen im Cadore, im Ampezzotal, in Ceneda,

¹ Cf. Schmeller (1984:563-564), der mit dieser Legende bereits 1834 (1838) endgültig aufräumte.

² Die antiken Kimbern wanderten laut Strabon aufgrund einer Sturmflut aus Jütland aus und überschritten mit den Teutonen und Ambronon als erste Germanenstämme die Grenzen des römischen Reiches; 113 v.Chr. erschienen sie zunächst im Noricum und schlugen die römischen Truppen, worauf sie längere Zeit in Gallien und Hispanien Beutezüge unternahmen. Die Teutonen wurden schließlich 102 v.Chr. von Marius (157-86 v.Chr.; Konsul 104-100 v.Chr.) im Rhonetal bei *Aquae Sextiae* (Aix-en-Provence) besiegt und die übers Etschtal nach Oberitalien eingefallenen Kimbern im Jahre 101 v.Chr. auf dem raudischen Feld bei *Vercellae* (Vercelli). (cf. Ziegler/Sontheimer 1979 I: 1180-1189)

Camino und Belluno und stand in engem Kontakt zu den Bischofssitzen Verona und Vicenza. Vor diesem Hintergrund ist die Handschrift aus Benediktbeuren zu sehen (datiert ca. 1055, Bayer. Staatsbibl. *Clm 4547, fol. 250v*), in der berichtet wird, dass zwischen 1053 und 1063 etliche Familien, die dem Kloster untertan waren, aufgrund einer Hungersnot in das Herrschaftsgebiet von Verona auswanderten, wo seit 1036 mit Walther von Ulm ein Bayer den Bischofsstuhl inne hatte. Ein weiteres Manuskript (Bayer. Staatsbibl. *Codex lat. 4547*) aus dem 11. Jh. belegt ebenfalls, dass um 1050 mehrere Familien aus dem Gebiet des Klosters Benediktbeuren (Bichel, Alling, Emmering, Traubing etc.), bedingt durch die grassierende Hungersnot, nach Verona auswanderten (*ad Veronam civitatem*). Hinzu kommt, dass es Urkunden gibt, die belegen, dass die Veroneser Abtei *S. Maria in Organo*, der ab 1053 Engelbero von Benediktbeuren vorstand, seit dem 9. Jh. Besitzungen in den Monti Lessini hatte, also dem Gebiet der späteren XIII Gemeinden. (cf. Baum 1983:7-12)

Ohne dass man die gleichen eindeutigen Belege aufweisen kann, fällt wohl auch die Besiedlung der VII Gemeinden in die gleiche Zeit (11./12. Jh.). Diese ging entweder vom Bistum Freising aus, dass in dieser Region Besitzungen hatte, oder von der aus Deutschland stammenden Familie der Romanos. Belegt ist die Belehnung eines gewissen Ezelo (*Hezilo*)³ durch Konrad II. (1024-1039) mit Besitzungen bei Bassano, dem östlichen Teil der VII Gemeinden. Ebenfalls überliefert ist der kaiserliche Urteilsspruch von 1159 durch Friedrich I. Barbarossa (1152-1190), welcher dem Bistum Freising die Besitzungen Godego und Chogno zusprach, die aber kurz danach doch wieder an die Ezzelini gingen.⁴

Es ist denkbar, dass die Freisinger Kirche hier – wie in den Besitzungen in Kärnten und Krain – bereits mit einer Ansiedlung von deutschen Bauern begonnen hatte, durch die unbesiedeltes oder nur wenig besiedeltes Gebiet urbach [sic!] gemacht werden sollte. Die Ezzelini hätten dann nur das Werk der Freisinger Bischöfe fortgeführt. (Baum 1983:15)

In der Besiedlung weiterer Gebiete, die man sprachlich den Zimbern zuordnet, spielt das Bistum Trient eine entscheidende Rolle, vor allem unter dem deutschen Bischof Friedrich von Wangen (1207-1218). Bereits 1192 ist aus einer Urkunde zu entnehmen, dass in der Hochebene von Lavarone (dt. *Lafraun*) deutsche Siedler durch den Trientiner Vassallen, den Burgherrn von Caldonazzo belehnt wurden, und ein weiteres Rechtsdokument von 1208 bezeugt den Kauf der Burg Beseno und der dazugehörigen Gebiete, wozu u.a. Folgaria (dt.

³ Dieser kann wohl als Ahnherr der berühmten Ghibellinenführer *Ezzelini da Romano* angesehen werden, dessen berüchtigster Vertreter Ezzelino III. da Romano (1194-1259) [bei Baum (1983:15) irrtümlich Ezzelino IV.], Schwiegersohn Friedrich II. (1212-1250) und Herrscher über die Gebiete von Verona, Vicenza, Padua, Belluno, Feltre und Trient, wie auch seine Vorgänger mit den Bewohnern der VII Gemeinden in einem relativ guten Verhältnis stand. Die seit ca. 1040 in Italien ansässigen Ezzelini hatten in dieser Gegend offenbar spätestens seit 1150 ihre Machtbasis, was den Bewohnern zugute reichte (evtl. Privilegien). (cf. Baum 1983:13-17)

⁴ *Godego*: heute Castello di Godego südöstlich von Bassano del Grappa bei Castelfranco Veneto; *Chogno*: heute Corno zwischen Bassano und Padua an der Brenta.

Filgreit) mit seinen *coloni* und *asciticii* („fremdbürtige Siedler“) gehörte, durch besagten Bischof Friedrich.⁵ Die Siedler dieser beiden Hochebenen kamen wahrscheinlich aus den VII und XIII Gemeinden, die zu jener Zeit bereits bestanden. Auf die Aktivitäten der Bischöfe von Trient ging auch die Besiedlung der anderen Seitentäler östlich der Etsch zurück. Dazu gehörten das Terragnolo (dt. *Leimtal*), das Vallarsa (dt. *Brandtal*) und das Val Ronchi (dt. *Rautal*), die eng mit der Besiedlung der zimbrischen Gemeinden zusammenhängen. (cf. Baum 1983:13-20)

In einigen dieser Gebiete, wie beispielsweise in Folgaria, gab es zuvor bereits eine romanischsprachige Bevölkerung, andere Gebiete wurden von den deutschsprachigen Siedlern neu erschlossen. (cf. Prezzi 2004:135)

Ebenfalls vom Bistum Trient abhängig ist die deutsche Besiedlung des Fersentals (it. *Val dei Mòcheni*) und angrenzender Gebiete (Val di Piné, Teile des Valsugana), wo erstmals 1247 deutsche Namen in Zusammenhang mit Landzuweisung erwähnt werden; einige Orte sind aber auch erst im 14. Jh. oder zu Beginn des 15. Jh. nachweislich mit deutschen Gehöften belegt. Die Siedler kamen zum Teil auch aus den zimbrischen Gebieten (Lavarone, Folgaria, Vallarsa, Garniga), die meisten aber wohl aus Nord- und Südtirol (Brixen, Inntal), was sich bis heute in der Sprache niederschlägt, die sich deutlich von der des Zimbrischen unterscheidet. (cf. Mastrelli-Anzilotti 1994:96-97)

Die Sprachgrenze um 1100 war, wie auch heute, Salurn im Etschtal (Salurner Klause), was auf die Besiedlungspolitik der deutschen Kaiser zurückging, die den Weg nach Italien zu sichern suchten. Im 12. Jh. wurde mit der Belehnung der Grafen von Eppan die Sprachgrenze bis Lavis (dt. *Eveys*) am Eingang des Val di Cembra vorgeschoben, wobei es sowohl in dieser Gegend wie auch nördlich von Salurn noch romanischsprachige Bevölkerung gab. (cf. Baum 1983:17-19, 34)

Im 13. Jh. dehnte sich die Grafschaft Tirol nach Süden aus, was zur Folge hatte, dass zahlreiche Burgen im heutigen Trentino mit deutschsprachigen Adligen besetzt waren, wie z.B. Pergine (dt. *Persen*) im Valsugana. Südlich der Grenze Salurn (bzw. zeitweise Lavis) gab es jedoch nur deutsche Sprachinseln (VII u. XIII Gemeinden) oder gemischtsprachige Orte (z.B. Torcegno, Telve, Borgo die Valsugana, Vattaro, Centa San Niccolò, Caldonazzo).⁶ Dabei sei festzuhalten, dass die zimbrischen Gebiete um Trient, also u.a. Folgaria, Lavarone, Terragnolo, Trambileno, Vallarsa, Val Ronchi und später Lusern (sowie das Fersental, das Val di Piné und das vordere Valsugana), zur Einflussphäre des

⁵ Aus dem *Codex Wangianus* lässt sich nicht nur die Besiedlungsaktivität des tridentiner Bischofs entnehmen, sondern auch, dass bei der Erschließung der Hochlagen vom Rautal bis Lusern neben der Landwirtschaft auch dem Bergbau eine wichtige Stellung zukam. (cf. Baum 1983:21)

⁶ Einzelne deutsche Besiedlungen sind im 14./15. Jh. bis in die *Colli Euganei* und die *Monti Berici* bezeugt, was die Südgrenze der deutschen Besiedlung markiert, die dort allerdings nicht lange Bestand hatte. Weiterhin gibt es Zeugnisse von deutschen Siedlern in der Ebene zwischen Verona und Vicenza, z.B. im 12. Jh. in Schio (Vorort *Bayveria*) und 1322 südlich angrenzend in San Vito di Leguzzano (*personis theutonicis*) oder im Jahre 1300 in Montecchio di Crossara (lat. *Montiscledis*). (cf. Baum 1983:34, 41)

Bistums Trient oder der Grafschaft Tirols gehörten, während die VII und XIII Gemeinden dem Herrschaftsgebiet von Verona und Vicenza zuzurechnen sind, das später lange Zeit Teil der Seerepublik Venedig war.⁷ (cf. Baum 1983:18; Mastrelli-Anzilotti 1994:94)

Auf das 14. Jh. sind die ersten Belege zu datieren, die Privilegien für die VII und VIII Gemeinden dokumentieren: Im Jahre 1310 schlossen sich die VII Gemeinden *Sleghe, Lusaan, Genebe, Vüsche, Ghel, Rotz, Robaan* (Asiago, Lusiana, Enego, Foza, Gallio, Rotzo, Roana) zu einer Allianz zusammen, die im Folgenden eine Art Freistaat im jeweiligen Herrschaftsgebiet bildete; kein geringerer als Cangrande I. della Scala (1291-1329) stattete sie aufgrund treuer Gefolgsdienste bereits 1311 mit ausdrücklichen Privilegien aus (Befreiung von Frondiensten, Zöllen, Weiderechten, Recht des Waffentragens, etc.), die 1339 von seinen Nachfolgern in Verona bestätigt wurden und sogar als kurze Zeit die Visconti aus Mailand in diesem Gebiet die Macht übernahmen, wurde diese Sonderstellung urkundlich bekräftigt (1388, 1389, 1399). Dabei wurde Asiago zu einem Vorort erhoben, wo ein Kanzler regierte, der die Gemeinschaft in Innen- und Außenpolitik vertrat (die Kommunen entsendeten je zwei gewählte Vertreter in einen Rat). Auch die XIII Gemeinden bekamen 1326 von Cangrande Privilegien zugeordnet, dabei wurden folgende Orte aufgelistet: Rovere di Velo, Velo Veronese, Azzarino, Campo Silvano, Badia Calavena (mit Sprea con Progno), Selva di Progno, Val di Porro und Bosco Chiesa Nuova. Weitere Sonderrechte wurden später oft an einzelne Gemeinden verliehen, wobei man die besondere Verbundenheit der Skaliger zu dieser Gegend mit deren evtl. Herkunft von dort deutete.⁸ (cf. Baum 1983:35-37; Panieri/Mori/Bonato 2005:99)

Ab dem Jahr 1404 bis 1797 gehörten die zimbrischen Siedlungen in den Monti Lessini und dem Altopiano nördlich von Vicenza zur Republik Venedig, welche ohne Umschweife deren Privilegien bestätigte; 1404 für die XIII Gemeinden⁹ und 1417 für die VII Gemeinden.¹⁰ In die Zeit der venezianischen

⁷ Herrschaftsverhältnisse in den VII und XIII Gemeinden: 1311-1387 Scaligeri (Verona); 1387-1404 Visconti (Mailand); 1404-1797 Serenissima (Republik Venedig); 1797 Napoleon (Frankreich); 1797-1805 Habsburger (Österreich); 1805-1815 Napoleon (Frankreich); 1815-1918 Habsburger (Österreich); ab 1919 Italien.

⁸ Die genaue Zahl der XIII Gemeinden setzte sich erst ab 1616 durch (erwähnt als *Camäun von Bearn*), vorher schwankt die Zahl der Mitglieder des Vikariats (s.u.). Ohne die gleiche Bedeutung wie in den geschlossener organisierten VII Gemeinden bildete dabei Badia Calavena in gewisser Weise ein Zentrum. (cf. Baum 1983:41; Stefan 2008:571)

⁹ Zum *Vicariatus montanearum Theutonicorum* gehörten damals folgende Ortschaften: Velo Veronese, Rovere di Velo, Val di Porro, Azzarino, Campo Silvano, Selva di Progno, Sprea con Progno, Saline, Tavernole, Bosco Frizzolano und Scole (mit Valbusse [Valbusa], Albezio, Calcari, Azare). Noch nicht dabei waren Erbezzo, Cerro Veronese und S. Bartolomeo Tedesco, die erst später Teil der XIII Gemeinden wurden. (cf. Baum 1983:43)

¹⁰ Für Venedig waren diese deutschsprachigen Siedlungen insofern wichtig, als sie ein Bollwerk gegen Österreich bildeten und natürlich die Gefahr nahe lag, dass jene sich mit ihren nördlichen Nachbarn verbünden würden. Der *Reggenza dei Sette Comuni* wurden deshalb großzügig Privilegien zugeteilt, aber auch weil diese eine entlegene Region des Herrschaftsgebietes kultivierten und wichtige Lieferanten für Holz (Schiffsbau) darstellten. Sie waren außerdem auf das Zimmermannshand-

Herrschaft fällt auch die erste Erwähnung von Lusern, welches Mitte des 15. Jh. von Lavarone aus besiedelt wurde und mitunter in die Grenzstreitigkeiten zwischen den Grafen von Tirol und der Serenissima geriet. Mit dem Italienfeldzug Napoleons kamen die zimbrischen Gebiete schließlich alle unter französische Herrschaft und wurden mit dem gesamten Veneto noch im gleichen Jahr im Frieden von Campo Formio (1797) gegen das linke Rheinufer eingetauscht, so dass sowohl die Zimbern von Lavarone, Folgaria und Lusern (u. die Fersentaler), als auch die VII und XIII Gemeinden – abgesehen von einer kurzen Unterbrechung (1805-1815, frz. Kgr. Italien) – bis 1866 zu Österreich gehörten, die Gebiete des Trentino (Lusern) sogar bis 1919. (cf. Baum 1983:46-49, 62)

Zur Zeit der napoleonischen Herrschaft ergab sich noch eine letzte Besiedlungsphase der Zimbern. Während in den Muttergemeinden das Zimbrische z.T. schon wieder am Aussterben war, erschlossen zimbrische Siedler die Hochebene des Cansiglio und Alpage, (süd)östlich von Belluno, wo die Sprache bis zu Beginn des 20. Jh. und die zimbrische Identität noch bis heute überdauerte. (cf. Stefan 2008:571)

2. Die sprachliche Verortung des Zimbrischen in Abgrenzung von den benachbarten Varietäten und Sprachen

Die Tatsache, dass die Bewohner der Hochtäler zwischen Trient und Rovereto sowie der Hochebenen nördlich von Verona (dt. *Bern*) und Vicenza (dt. *Wisentain*) anders sprachen wird schon aus den ersten Dokumenten in diesem Zusammenhang deutlich. Zunächst wurden sie oft einfach als *Teutonici* oder *To(d)ischi* bezeichnet (z.B. 1287: *teutonicos*; 1291: *bertoldum todeschum*; 1390 *montanari teutonici*; 1400: *le montagne de i toischi*). Den Begriff *Cimbri* hingegen scheint es zwar auch schon recht früh gegeben zu haben und erwurde wohl zu Anfang parallel zu *Teutonici* gebraucht, die ersten Belege finden sich aber erst bei den Humanisten des 14./15. Jh.: Ferretto dei Ferretti (1297-1337) berichtet 1330 in seinen *Historiae*, dass die Stadt Vicenza früher *Cymbria* hieß (genauso wie ein Anonymus in einigen Versen bereits 1314); Antonio Loschi (1365-1441) beschreibt um 1380 das Siedlungsgebiet der Zimbern und nennt sich selbst *Cimbri*; Battista Paglarino (1407-1472) berichtet in seinen *Croniche di Vicenza*, dass die Bewohner von Vicenza schon vor 300 Jahren von den Dichtern *Cimbri* genannt wurden und auch Antonio Marzagaia (Marzagaglia)¹¹ (gest. 1430) erwähnt in seinem Werk *De modernis gestis* die Zimbern.¹² Aber schließ-

werk spezialisiert, Viehzucht und Wollverarbeitung sowie Kohlegewinnung (Köhler). (cf. Panieri/Mori/Bonato 2005:100-101)

¹¹ Bei Tyroller (1999:171) irrtümlich als Arzagaglio aufgeführt.

¹² Daher rührt dann die Theorie, dass die Zimbern von den antiken Kimbern (lat. *cimbri*) abstammen würden, wobei der Begriff *Cymbria* für Vicenza zunächst als ehrenvolles Epitheton in Anknüpfung an eine positiv gewertete germanische Vergangenheit gebraucht wurde. Später wurde die Bezeichnung als allgemeines Ethnikon für Deutsche bzw. Deutschsprachige gebraucht. Die Theorie, dass bezüglich der Einwohner der VII und XIII Gemeinden ein Zusammenhang mit den Kimbern

lich verfestigte sich der Name ‚Zimbern‘ (*Cimbri*) erst mit der Zugehörigkeit der VII und XIII Gemeinden zur Republik Venedig, deren Einwohner zur Unterscheidung der zu Österreich gehörigen Deutschen endgültig auf diese Weise benannt wurden. Die Ausdehnung dieser Bezeichnung auf die Bewohner der Hochebene von Folgaria/Lavarone und Lusern (sowie Vallarsa, Terragnolo, etc.) ist modern und geht auf den Sprachwissenschaftler Eberhard Kranzmayer (1897-1975) zurück. (cf. Kranzmayer 1981 [1925]:1-3; Baum 1983:29; Wurzer 1983:91-92; Tyroller 1999:171-172; Bidese 2004:8-9, FN 4, 5)

Die Zimbern selbst bezeichneten sich in der Regel ebenfalls als ‚Zimbern‘ (*zimbar, simbar*), ihre Sprache hingegen oft einfach als ‚deutsch‘ (VII Gemeinden: *teütsch, tòitz, taütz*; XIII Gemeinden: *tautsch, tauc, tauč, tauč* (‚deutsch‘), *taučaz garèida* (‚deutsches Gerede‘); Lusern: *asbebiar* (‚als wie wir‘)) und erst in jüngerer Zeit als ‚zimbrisch‘ (*cimbro, zimbro*). In Lavarone, Folgaria und Lusern wurde zudem die Bezeichnung *slambròt* (cf. FN 31) verwendet. (cf. Stefan 2008:569; Kolmer 2012:44, 55)

Sprachlich lässt sich das Zimbrische von seinen Nachbarvarietäten¹³ insofern abgrenzen als die bairische Varietät des Fersentals mehr vom Tirolerischen geprägt ist, was sich zum einen durch die Besiedlungsgeschichte erklären lässt (Herkunft aus Tirol/Südtirol), zum anderen durch die engere Anbindung dieses Gebietes an den nördlichen Nachbarn (Schulpolitik, etc.). Noch eindeutiger ist das Zimbrische von den bairischen Sprachinseln des östlichen Alpenraums abzugrenzen, also von Sappada (dt. *Bladen/Pladen*), Sauris (dt. *Zahre*), Timau (dt. *Tischlwang*) und dem Val Canale (dt. *Kanaltal*), die historisch bedingt durch ihre Besiedlung vom südlichen Kärnten und/oder Pustertal aus eine jeweils eigene sprachliche Prägung aufweisen. Das Zimbrische fällt aus der Kontinuität der bairischen Varietäten heraus, da es zwar südlich von Südtirol zu lokalisieren ist, aber einerseits deutlich eine Verwandtschaft mit den südwestlichen Varietäten Oberbayerns aufweist und andererseits einen Lautstand der mittelhochdeutschen (z.T. althochdeutschen) Epoche bewahrt hat.¹⁴

Die Zugehörigkeit des Zimbrischen zum Bairischen zeigt sich vor allem in der Lautung und im Wortschatz. Lexikalische Eigenheiten, sogenannte Kennwörter, die typisch sind für die bairischen Dialekte finden sich auch im Zimbrischen: z.B. zimbr. *Khranebitt*¹⁵ [kxɾa:nəbit] (bair. *Kranewitt* [kxɾa:nəβit], dt. ‚Wachholder‘), zimbr. *Foat* [fəɔ:t] (bair. *Pfoat* [bfəɔ:d], dt. ‚Hemd‘), zimbr. *Faff* [faf] (bair. *Pfaff* [bfaf], dt. ‚Pfarrer‘), zimbr. *Erta* [ertə] (bair. *Erta* [erte],

bestehen würde, geht auf Literaten des 16.-18. Jh. zurück wie z.B. den berühmten Gelehrten Scipione Maffei (1675-1755) aus Verona. (cf. Bidese 2004:14-17)

¹³ Die anderen deutschen Sprachinseln in Italien, nämlich die der Walsergemeinschaft (Gressoney, Issime, Formazza, Macugnaga, Rima, Rimella, Alagna) am Monte Rosa in den Westalpen (Aosta, Piemont), gehören zum alemannischen Dialektkontinuum (Höchstalemannisch).

¹⁴ Diese Erkenntnis geht in ihren Grundzügen bereits auf den Sprachforscher Johann Andreas Schmeller (1785-1852) zurück, der dies schon 1838 in seinen Schriften niederlegte. (cf. Tyroller 1999:172)

¹⁵ Cf. die Toponyme *Kranebitt* (Vorort von Brixen i. Südtirol) und *Kranebitten* (Vorort von Innsbruck, Flughafen).

dt. ‚Dienstag‘), zimbr. *Finsta* [fɪntstɛ] (bair. *Pfinzta* [ɸfɪntstɛ], dt. ‚Donnerstag‘). Diese Wörter sind im Bairischen weitestgehend außer Gebrauch gekommen, im Zimbrischen aber noch erhalten. Aufgrund lautlicher Entwicklungen kann man sogar eine ziemlich exakte Eingrenzung der Verwandtschaft des Zimbrischen vornehmen. (cf. Tyroller 2003:10)

So verweist die Diphthongierung von langem mhd. *ô* zu [ɔɐ] und *ê* zu [ɛɐ] (z.B. mhd. *rôt* > zimbr. *roat* [rɔɐ:t], mhd. *klê* > zimbr. *Khlea* [kxlɛɐ:]) auf das Südbairische und die oberbayrische Region zwischen Lech und Ammer (bzw. Ammersee) sowie den Lechrain, was sich mit den Quellen zur Besiedlungsgeschichte der zimbrischen Sprachinseln deckt. Die Abgrenzung zum Südbairischen kann man beispielsweise an der sogenannten Verdampfung von hellem [a] zu dunklem [ɑ] festmachen, die im Zimbrischen nicht stattgefunden hat (z.B. zimbr. [basɐɾ] dt. ‚Wasser‘). Erhalten bleibt dabei auch der Sekundärumlaut [ɛ], der sich sonst im Bairischen ebenfalls zu dunklem [ɑ] entwickelt hat (z.B. zimbr. *Khes* [kxɛ:s] vs. bair. *Khas* [khas], dt. ‚Käse‘). In dieser Hinsicht lässt sich das Zimbrische auch von den anderen bairischen Sprachinseln (Fersental, Pladen, Zahre, Tischlwang) abgrenzen, die sich analog zum Binnenbairischen verhalten. Nur in der Gegend von Reutte (oberer Lech) und im Außerfern bleibt ebenfalls [a] und [ɛ] erhalten, was Kranzmayer als Hinweis für die Herkunftsregion der Zimbern sieht. Dies deckt sich jedoch nicht ganz mit der Urkundenlage. Geht man allerdings davon aus, dass die heutigen Isoglossen nicht ganz identisch sind mit denen im 10./11. Jh., dann sind historische Überlieferung und sprachliche Merkmale wohl doch ganz gut zur Deckung zu bringen und ein Ursprungsgebiet zwischen den Oberläufen von Isar, Ammer, Lech und Loisach auszumachen. (cf. Tyroller 1999:172-174)

Letztlich sind es neben den durchaus relevanten rein sprachlichen Kriterien „vor allem die historischen und territorialen Rahmenbedingungen ihrer Entstehung, die es rechtfertigen, von der Gruppe der zimbrischen Dialekte zu sprechen“ (Kolmer 2012:55)

Meines Erachtens sind die Unterschiede auf fast allen sprachlichen Ebenen zu bairischen Varietäten im geschlossenen deutschen Sprachgebiet so weitreichend, dass das Cimbrio von Luserna – und das gilt auch für die übrigen zimbrischen Dialekte – sich nicht in das Kontinuum der bairischen Dialekte integrieren lässt. (Kolmer 2012:55)

Die Zusammengehörigkeit der ja nicht einem geschlossenen Sprachgebiet angehörenden, zimbrischen Sprachgemeinschaften zeigt sich u.a. auch durch diverse Archaismen. Anhand dieser kann man auch sprachliche Unterschiede festmachen, die eine dialektale Feingliederung in die Varietät der VII Gemeinden, der XIII Gemeinden und Lusern (dazu ehemals Lavarone und Folgaria) zulassen: z.B. mhd. *ouwe* ‚Schaf‘ > zimbr. VII G. *öba*, XIII G. *oube*, Lus. *öbe* [ø:be] oder mhd. *quëden/köden* ‚sagen‘ > zimbr. VII G. *köden*, XIII G. *koun*, Lus. *kön* [khø:n].

Dabei erweist sich die Varietät der VII Gemeinden als die konservativste (frühe Besiedlung, relativ früh verschriftlicht) und die von Lusern am innovativsten (späte Besiedlung, durchgängig lebendig).

Julia Pinilla Martínez

Le français, langue véhiculaire des sciences en Espagne au XVIII^e siècle

1. Les Académies des sciences et la langue de divulgation

Le prestige acquis par la langue française dès le XVII^e siècle se prolongea en Europe pendant le XVIII^e. Le français se substitua au latin dans sa fonction divulgatrice de la science. Diverses académies des sciences en firent leur langue scientifique en publiant les mémoires en français.

1.1.

L'Académie royale des sciences et des belles lettres de Berlin est paradigmatique de ce processus. Fondée en 1700¹, son premier Président fut Leibniz (1646-1716) et les langues acceptées à l'Académie étaient le latin et l'allemand bien que celle-ci fût peu utilisée car incomprise de la communauté scientifique non allemande (Hassler, 1988). En 1740, Frédéric II de Prusse la renouvela à ressemblance de l'Académie des Sciences de Paris, il y incorpora des scientifiques français, et l'intégra ainsi dans le mouvement des Lumières (Pinilla, 2011). Le premier président de cette seconde étape, le scientifique français Pierre Louis Morveau de Maupertuis (1698-1759) proposa Jean Henri Samuel Formey² (1711-1797) à la fonction d'historiographe et de secrétaire perpétuel de l'institution dont l'une des fonctions était de traduire les mémoires en français.

Las lenguas oficiales eran el latín, el alemán y el francés, pero en la práctica casi todas las memorias y actas eran redactadas en francés o traducidas por el secretario de la Academia. (Hassler, 1998:72)

Dorénavant, le français serait la langue de diffusion des mémoires scientifiques. Par conséquent, les travaux écrits en latin et en allemand furent traduits en français avant de les publier dans les volumes des Mémoires, en rendant explicite qu'il s'agissait d'une traduction, comme nous observons *infra*:

Instructions nécessaires pour la connoissance de diverses plantes du païs, dont l'usage peut servir à épargner les chenes et l'emploi des matieres étrangères dans la tannerie des cuirs. Par M. Gleditsch ». **Traduit de l'allemand**³. (1756: tome X, 17)

Tel qu'il est indiqué dans le tome II de l'*Histoire de l'Académie royale des sciences et belles-lettres* (Berlin, 1748: 3-4), l'Académie était divisée en quatre

¹ <http://www.bbaw.de/die-akademie/akademiegeschichte/mitglieder-historisch>

² Formey naquit à Berlin descendant d'une famille d'huguenots français originaires de Dampierre-sur-Moivre (Champagne-Ardenne)

³ C'est nous qui soulignons.

classes⁴ selon le modèle de l'Académie royale des sciences de Paris. Comme il est précisé dans le tableau I, ci-dessous, chaque classe intégra un nombre inégal de traductions.

Tableau I⁵

Classe	Auteurs traduits	Latin	Allemand	Total mémoires traduits
Philosophie expérimentale	A S. Marggraf	3	3	6
	J G Gleditsch	2	4	6
	J F Meckel	4	—	4
	J H Pott	2	—	2
	Lehmann	—	1	1
	Ch A Cothenius	—	1	1
Mathématiques	G W Krafft	1	—	1
	F Aepinus	1	—	1
Philosophie spéculative	J P Heinius	1	—	1
Belles lettres	—	—	—	—
	Total mémoires traduits	14	9	23
	Total mémoires			178

Nous observons dans le tableau I, ci-dessus, que la plupart des traductions appartiennent à des mémoires de quatre auteurs dont Andreas Sigismund Marggraf (1709-1782) chimiste et Johan Gottlieb Gleditsch (1714-1786) botaniste qui écrivirent leur œuvre en latin et allemand (6 mémoires chacun). Les 4 mémoires répertoriés de l'anatomiste allemand J F Meckel (1732-1817) furent traduits du latin ainsi que les 2 mémoires du chimiste Johann Heinrich Pott (1692-1777). Soulignons, également, que le latin restait toujours la langue de la science pour certains auteurs bien que minoritaire. En ce qui concerne l'allemand, nous constatons qu'il commence à concurrencer le français. Mais il avait peu de chances de devenir la langue de la science car au sein même de la communauté scientifique cela restait une question à débattre comme l'exprime Johann Friedrich von

⁴ Classe de philosophie expérimentale comprenant la chimie, l'anatomie, la botanique et toutes les sciences qui sont fondées sur l'expérience;

classe des mathématiques comprenant la géométrie, l'algèbre, la mécanique et toutes les sciences qui ont pour objet l'étendue abstraite ou les nombres;

Classe de philosophie spéculative appliquée à la logique, la métaphysique et la morale;

Classe de belles lettres comprenant les antiquités, l'histoire et les langues

⁵ Pour cette étude, nous avons analysé huit volumes de l'*Histoire de l'Académie royale des sciences et belles-lettres* publiés entre 1748 et 1770. Il s'agit d'un échantillon car notre but dans cet article est de constater le rôle de la langue française dans la diffusion des sciences et des techniques en Europe.

Wetenholz dans une dissertation de 1713 n'envisageant pas sa langue propre à définir les sciences: «nous ne voyons pas d'abord notre propre langue capable d'exprimer les choses dont les sciences traitent» (in Hassler, 1998:72). Finalement, le dernier point de réflexion sur les quelques données apportées dans le tableau I nous mènent à considérer que, du point de vue quantitatif –23 sur 178– la majorité ayant le latin comme langue source, le nombre de mémoires traduits était peu important et que par conséquent le français occupait une place d'exception dans cette Académie et entre les chercheurs allemands.

1.2. L'Académie impériale des sciences de St. Petersburg

Comme on le sait, au XVIII^e siècle, le français fut la langue des élites russes (voir RJEOUTSKI, 2007). L'Académie n'en fut pas une exception. Les recherches scientifiques se publièrent dans des collections de volumes de mémoires intitulées d'abord en latin: *Acta Academiae scientiarum imperialis propolitanae* (1778-1786) qui devint *Nova acta Academiae scientiarum imperialis propolitanae* (1787-1806) puis le français se substitua au latin dans la dernière collection: *Mémoires de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg*.

Pour cet aperçu sur l'Académie, nous avons étudié uniquement deux volumes: le tome XII de *Nova acta* ... (1801) contenant les mémoires de 1794 et le tome I des *Mémoires* ... (1809) pour les travaux lus entre 1803 et 1806. Nous avons constaté, d'abord, que la langue des publications était le français, mais que, contrairement aux publications de l'Académie impériale de Prusse, les mémoires suédois se publiaient dans leur langue de rédaction⁶. De sorte que des 23 mémoires⁷ publiés dans le tome XII (1801), uniquement 9 ne sont pas écrits en français mais en latin. Ils appartiennent à l'œuvre du mathématicien L. Euler⁸ décédé quelques années avant la date de leur publication⁹. Cette singularité se maintient dans les *Mémoires*... où le latin perdure dans les classes de mathématique¹⁰ et de physique mais est absent dans les sciences politiques.

Outre le rôle majeur des Académies dans l'ancrage du français, langue des sciences, un second fait atteste de cette importance. Nombre de chercheurs non francophones rapportèrent leurs expériences dans la nouvelle langue des sciences. C'est le cas des étudiants pensionnés par leurs pays pour étudier en France et de l'Italie où, selon Calvo (2009: 250-253), depuis le XIII^e siècle le français était considéré langue de prestige et l'on éditait des textes en français.

⁶ Une collection parallèle publiait les travaux écrits en russe, (1089: Préface).

⁷ « Ce volume contient outre quelques petits Mémoires de Savans étrangers, insérés dans la partie historique, treize Mémoires de Mathématique, sept de Physique et d'Histoire naturelle et trois d'Astronomie et de Météorologie» (1801, 24).

⁸ Leonhard Euler (Bâle, 1707-St. Pétersbourg, 1783) fut l'un des plus importants mathématiciens du XVIII^e siècle. Membre de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg à la demande de Catherine 1^{ère} de Russie, chargé de médecine et physiologie et nommé professeur de mathématiques à l'Académie royale des sciences de Berlin par Frédéric II. Il écrivit son œuvre en latin.

⁹ Le tome XII comprend les recherches présentées en 1794, neuf ans après le décès de L. Euler.

¹⁰ Il s'agit ici également de la publication de travaux de L. Euler et de son assistant Nicolas Fuss (Bâle 1755- St. Pétersbourg 1826) écrivant lui aussi en latin.

Dans le domaine de la science soulignons, comme exemple de scientifique écrivant en français, la figure de Ferdinando Galvani qui composa ses *Dialogues sur le commerce des blés* (1760), traduite en espagnol par Juan Antonio de las Casas quelques années plus tard (1775). Nous constatons ainsi, dans ce bref aperçu sur les différents acteurs impliqués dans l'expansion du français en Europe, le rôle primordial des Académies et des scientifiques qui en écrivant leur œuvre en cette langue la faisaient parvenir à un public beaucoup plus large.

2. Le français, langue de traduction en Espagne.

Dans la partie précédente, nous avons décrit brièvement comment certaines Académies des sciences de l'Europe continentale, dans leur recherche d'une langue «moderne» pour divulguer les sciences, ayant les qualités du latin –précision et comprise par les scientifiques–, avaient considéré la langue française digne de ce rôle.

En Espagne, nous le savons, durant la seconde moitié du XVIII^e siècle et la première du XIX^e, les traductions d'œuvres scientifiques et techniques du français en espagnol furent très nombreuses. Parmi les textes traduits, nous avons repéré un groupe qui présente une caractéristique commune, le texte source français est lui-même la traduction d'une œuvre soit en allemand, en anglais, en italien ou en latin. Par conséquent, le français s'avère également une langue de médiation et les textes qui nous sont parvenus en espagnol seraient des «retraductions» –nous empruntons ce terme à Calvo (2009: 236)–. Cependant, il n'y a pas d'homogénéité dans ces dernières comme il est signalé dans les tableaux ci-dessous que nous avons analysés.

3. Les «retraductions»

Pour établir le corpus de «retraductions», nous avons puisé dans les catalogues de la Biblioteca Nacional de España (BNE); de la Red de bibliotecas universitarias (REBIUN); du Catálogo colectivo del patrimonio bibliográfico español (CCPBE) et dans les travaux de Llombart (2004), G.de Enterría (1996), Calvo (2009) et la base de données du groupe Tradcyt¹¹. Nous avons consulté également la Bibliothèque nationale de France (BNF) et Google books. Néanmoins, nous sommes conscients que, malgré notre désir d'exhaustivité, ce relevé n'est que provisoire et sera complété dans de futures recherches. Nous avons classé les traductions thématiquement (médecine, chimie, physique, minéralogie, agriculture, traités techniques, militaires, droit, et commerce) et indiqué, pour chaque œuvre, d'abord le nom de l'auteur source; le titre de la traduction en français et le nom du traducteur, puis le titre de la «retraduction» en espagnol et le nom de son traducteur.

¹¹ Le groupe Tradcyt, auquel nous appartenons, a créé une base de données de traductions scientifiques et techniques (français-espagnol) publiées pendant les XVIII^e XIX^e siècles. Nous espérons pouvoir la publier le plus tôt possible.

José J. Gómez Asencio

Aportación al estudio del hispanismo lingüístico estadounidense del siglo XIX: su contribución a la descripción de *SER/ESTAR*

“Thus can the student easily get over what is called the terrible crux in studying Spanish”
(Cubí-1840: 208)

1. Introducción

El 4 de julio de 1776 se aprueba la redacción de la Declaración de Independencia de los Estados Unidos de América del Norte. Bien pronto en esa nueva nación comienza a desarrollarse el interés por los asuntos de España: en una primera fase por tal han de entenderse los territorios europeos y americanos donde el español era lengua común u oficial; posteriormente –a partir de las proclamaciones de independencia de las antiguas colonias que se van sucediendo desde 1810– deben incluirse ahí tanto el Reino de España como las nuevas repúblicas americanas independientes. Dicho interés atañe a la lengua, a sus manifestaciones literarias y, más ampliamente, a las culturas que se expresan y se transmiten con el español como instrumento..., pero no solo eso.

Unos años antes de 1776, Benjamin Franklin en su *Proposals Relating to the Education of Youth in Pensilvania* (1749) dejó escrito: “should be taught [...] Merchants, the French, German, and Spanish”; ya entre 1766 y 1779 Paul Fooks (?–1781) fue profesor de francés y de español en el College of Philadelphia, que acabaría convirtiéndose en la Universidad de Pennsylvania; y prontamente el español se fue asentando como materia de estudio en el currículum universitario estadounidense: Pennsylvania, 1750; William and Mary, 1780; St. Mary’s (Baltimore), 1780; Dickinson, 1814; Harvard, 1816; Virginia, 1825; Bowdoin, 1825; Yale, 1826; Amherst, 1827; Williams, 1827; Miami, 1827; Columbia, 1830; College of New Jersey (Princeton), 1830; University of the City of New York (NYU), 1832 (Spell 1927: 152).

Los orígenes primeros y desarrollos posteriores de la enseñanza y difusión académica del español en los Estados Unidos han sido magníficamente relatados por Romera Navarro (1917), su reseñador Buceta (1918), Warshaw (1919 y 1929), Spell (1927), Helman (1946), Leavitt (1961), Sánchez Pérez (1992 y 2005), Fernández (2000, 2002 y 2005) y, más recientemente, por Vilar García (2008). De su lectura se infiere en general esta coincidencia: los intereses económicos, comerciales y políticos se hallaron en la base de los estudios lingüísticos, literarios y culturales sobre el español y, a la postre, les sirvieron de fundamento y acicate. Mírense, por ejemplo, estas citas, bien ilustrativas del fenómeno: (i) el hispanismo en Norteamérica se compone de dos corrientes claras y paralelas: la una es puramente literaria y fluye de manera particular hacia España; la otra es de carácter económico y apunta hacia Latinoamérica

(Romera Navarro 1917:5); (ii) “the commercial argument has never been pushed as far with respect to French and German as it has been with respect to Spanish” (Warshaw 1919:224); (iii) “from the beginning, too, we saw the advantages we were to derive from Spanish American independence, the obvious economic advantages of having a market for our surplus agricultural and manufactured products, and new sources of raw materials for ourselves and for us to resell to other nations!” (Helman 1946:344); (iv) “la enorme producción de este país [USA] necesitaba exportar e invertir y el lugar más cercano y apropiado era América del Sur. El estudio del español se hacía, pues, imprescindible” (Sánchez 1992:310); (v) “*Longfellow's law*, according to which U.S. interest in Spain is and always has been largely mediated by U. S. interest in Latin America” (Fernández 2002:124); y (vi) el avance del español en Estados Unidos en los últimos doscientos años más parece obedecer a razones económicas y de relaciones comerciales con Hispanoamérica que al “valor inmanente de grandes figuras culturales: Cervantes, Darío, Unamuno, Borges” (Fernández 2005:135).

Hay, parece, acuerdo en considerar que el interés por el español y sus productos culturales siempre estuvo en los Estados Unidos, desde los propios orígenes, vinculado al interés mercantil, político y económico; por si alguien alberga aún alguna duda:

“This glorious act [el reconocimiento de la soberanía de las nuevas repúblicas hispanoamericanas] on the part of our nation opens such a boundless field for scientific, political and commercial advantages to the rising generation, that we could not deny ourselves the gratification of aiding the generous purpose by presenting a *key*, which will, it is hoped, open an easy way to the attainment of knowledge, honours, and wealth” (Sales-Josse-1822:3).

Sea como fuere y sea cual fuere su causa última, es el caso que los estudios sobre lo español y lo hispánico precisaban de instrumentos: textos sobre literatura, textos sobre cultura y civilización (los modernamente llamados “estudios culturales”), textos sobre lengua española. Aquí interesan muy especialmente estos últimos.

2. Hispanismo lingüístico estadounidense

Son escasas las menciones a este tipo de productos editoriales en Viñaza (1893): apenas una veintena de referencias misceláneas (etimologías, historia de la literatura, gramáticas, expresiones idiomáticas, lecturas didácticas). El universo se amplía notablemente y se ordena de la mano de King Arjona y Arjona (1939), cuyo título ya de por sí es revelador; los autores declaran haber sentido curiosidad por estos dos asuntos: “the number and character of the textbooks of Spanish thus far published in the United States, and the Spanish and Spanish American literature edited in them” (p. iii). La materia allí se organiza así: (1) editions of single works (1-28); (2) anthologies (28-96); (3) readers (96-117); (4) grammars (117-146); (5) composition books (146-149); (6) conversation and phrase books (149-159); (7) phonetics and pronunciation (159-160); (8) com-

mercial and technical Spanish (161-164); (9) histories of literature (164-166); (10) exercise and workbooks (166-168); (11) tests (168-170); (12) bibliographies (170-171); (13) dictionaries, world [*sic*] and idiom lists (171-178); (14) books on methods. Spanish club manuals (178-179); (15) music (180-181); (16) periodicals (181-182); (17) maps, games, gadgets (182-183). Es perceptible que lo que aquí se recoge son textos destinados a la enseñanza/ aprendizaje de lo hispánico y de la lengua española, y ello en una proporción aproximada de dos a uno a favor de lo primero (124 páginas literarias y culturales frente a 58 lingüísticas y/o didácticas). Por otra parte, bajo el epígrafe “Grammars” se encuentran 231 entradas, la mayor porción de las cuales está constituida por manuales o métodos, de naturaleza y estructura dispares, destinados a la mera enseñanza de la lengua española; y solo una mínima parte son propiamente gramáticas –en alguno de los sentidos decimonónicos del término– ajustadas a estructuras y modelos gramaticográficos al uso: la mayor parte de las aparecidas a lo largo del siglo XIX constituyen objeto de estudio prioritario de este trabajo, en cuyas referencias bibliográficas finales son debidamente citadas. Otras ayudas fuertes para la constitución de ese corpus han llegado de la mano de Niederehe (2005) y de Esparza y Niederehe (2012), *BICRES III* y *BICRES IV* respectivamente; y, por supuesto, de Sánchez (1992 y 2005) y Vilar García (2008).

3. Corpus. Gramáticos. Gramáticas.

1. Ningún corpus puede ser exhaustivo (precisamente por eso es un corpus); tampoco el que aquí se ha manejado aspira a serlo. Se ha consultado para la elaboración de este trabajo¹ una veintena de textos editados entre 1795 (publicación de la primera gramática del español; Filadelfia) y 1902 (aparición de la contundente *Spanish grammar* de Ramsey) en los Estados Unidos de América del Norte. Se trata de un corpus suficientemente amplio para los objetivos perseguidos y suficientemente representativo del universo examinado. Se entiende que el conjunto de tales gramáticas configura una “serie de textos” (Hassler 2002) o, propiamente, un *corpus* “que representa una tradición [...] o que corresponde a una delimitación cronológica justificada por el investigador” (Swiggers 2012:29). Dichos textos son merecedores –con justificación teórico-metodológica sobrada– de análisis historiográficos sea individuales, sea grupales; esto segundo es lo que se llevará a cabo aquí en lo que respecta a una cuestión bien concreta, bien importante y bien compleja, tanto en sí misma como en la consideración de los propios gramáticos examinados.

¹ El cual no habría sido posible sin dos auxilios que merecen la gratitud del autor: (i) el de una beca de movilidad internacional de la Consejería de Educación de la Junta de Castilla y León (Orden EDU/1278/11; BOCyL de 18/10/2011); y (ii) el del profesor James D. Fernández, del Department of Spanish and Portuguese Languages and Literatures de NYU, donde se desarrolló la estancia. A Germán Labrador, de Princeton Univ., le debo la copia del texto de O’Conway, que se resistía.

2. Algunos de estos autores nos son aún hoy prácticamente desconocidos: apenas si tenemos noticia de ellos que vaya más allá de la autoría del texto comentado: (1) de Giral o de Mordente, por ejemplo, ni siquiera sabemos en qué país nacieron; (2) de Samuel Garner, apenas que fue profesor de lenguas modernas en la United States Naval Academy; (3) de Julio Soler, solo que vivió entre 1812 y 1879 y era de Menorca. Etc.

Para otros, en cambio, disponemos de biografías con diverso grado de compleción: (1) Mariano Cubí i Soler (Malgrat de Mar 1801-Barcelona 1875) [Arañó (1876), Velleman (2001)]; (2) Felipe Fernández Argumedo (Jerez de la Frontera 1741-Londres 1815) [Jiménez García y De la Rosa (2009)]; (3) William Ireland Knapp (New York 1835-Paris 1908; ejerció en Vassar, en Yale –donde fue profesor de Archer Milton Huntington, el fundador de la Hispanic Society of America– y en Chicago); (4) Matthias James O’Conway (Galway 1766-?1842; la primera persona que escribió y publicó una gramática del español en los Estados Unidos); (5) Marathon Montrose Ramsey (Newton-Mass. 1866-?; en 1905 vivía aún y fue detenido “on the Bowery” de New York) [Spaulding (1956)]; (6) Francis Sales (Francia 1771-?1854; maestro de español de Ticknor; ejerció de profesor en Harvard los 38 años que van de 1816 a 1854); (7) Maximilian Schele de Vere (Wexiö-Suecia 1820-?1898; germanista, emigró a Estados Unidos en 1843, y en 1844 ya era profesor de lenguas modernas en la Universidad de Virginia, cargo que desempeñó durante 51 años, hasta 1895).

En todo caso y con carácter general, hay que recurrir otra vez a Sánchez (1992:299-256 y 2005:256-301) y a Vilar García (2008 *passim*), y, ahora, a Gallardo Barbarroja (2003), a Cano Ginés (2009) y a Pablo Segovia (2011).

3. En la medida en que estas gramáticas constitutivas del corpus fueron concebidas para la enseñanza/aprendizaje del español por parte de personas para quienes no es esa su lengua materna, están altamente condicionadas por el imperativo pedagógico; el *componente didáctico-pedagógico* presente en toda gramática tradicional (Gómez Asencio 1986) es aquí especialmente elevado –y merecedor de su propio análisis particular– pero no es el único. Estos textos gramaticales albergan a la vez un *componente descriptivo* de primera importancia; son en verdad instrumentos para la enseñanza, orientados “hacia fuera”, pero también instrumentos de codificación y consiguiente descripción de la lengua española, esto es, orientados “hacia dentro” de la lengua misma; en este último sentido, y en no poca medida, representan una sustanciosa ampliación de la información “técnica” disponible en cada momento histórico sobre el español. Ahora bien, ello hace a estos libros doblemente interesantes para el historiador de las ideas gramaticales: por un lado, copian, adaptan o amplían las descripciones disponibles en su momento (generalmente importadas, de España, de Europa en general (Gran Bretaña prioritariamente) o, en menor grado, de Hispanoamérica); por otro, incorporan aportaciones autóctonas (en nuestro caso, estadounidenses) a la mejora del conocimiento de la lengua española, y ello en aspectos que con frecuencia ni siquiera habían merecido atención –o no en alto grado– en las gramáticas más convencionales para hispanohablantes. Tanto en

perspectiva historiográfica como contemporánea, prevalece en tales textos un conjunto de argumentos descriptivos de la gramática/lengua española que son especialmente relevantes –por su especial dificultad de adquisición– para los anglófonos. El contraste SER/ESTAR (“the terrible crux in studying Spanish”) es uno de ellos; de ahí la pertinencia de este trabajo, cuyo objeto de observación es otra vez un *corpus*, solo que en esta ocasión “utilizado para analizar el tratamiento de tal o cual problema gramatical” (Swiggers 2012:29).

Aun a sabiendas de que todos estos factores importan a la historiografía lingüística, no se ha considerado relevante para la ocasión el lugar de origen de los autores: los hay españoles (Fernández, Cubí i Soler, Del Mar, o Soler), franceses (Sales), ¿británicos (Mordente)?, suecos (Schele de Vere), irlandeses-norteamericanos (O’Conway) o, propiamente, estadounidenses (Knapp, Ramsey, Garner); ni tampoco dónde o de qué manera se formaran (autodidactas o universitarios, frenólogos, germanistas, romanistas o hispanistas); o cuánto tiempo viviesen en EE.UU.; o cuál fuese su manera de ganarse la vida (profesores más o menos particulares: Giral del Pino, Del Mar, Fernández, O’Conway; o contratados por alguna universidad: Saint Mary’s College de Baltimore o el College de Louisiana (Cubí), Harvard (Sales), Yale (Knapp), Columbian (Ramsey), University College of New York (Soler), Virginia (Schele)); ni siquiera si los textos se editaron previa o posteriormente fuera de los EE.UU. (no obstante, véase más abajo) Son estos, por lo demás, asuntos ya atendidos en la bibliografía disponible (Sánchez Pérez 1992 y 2005, Vilar García 2008 especialmente).

Por razones fáciles de entrever, lo que ha importado aquí es que vieses la luz y conociesen difusión en EE.UU., esto es, que constituyeran “hispanismo lingüístico estadounidense”, y este ha sido el factor que ha permitido elaborar el grupo textual, y humano, objeto de interés de esta investigación. De entre esas razones aludidas, querría –aun a riesgo de ser insistente– explicitar estas: (i) tiene interés desvelar los contenidos intrínsecos de esos libros “americanos”, *per se* y porque fueron los contenidos con los que se formaron en español americanos de EE.UU. durante el primer siglo de su historia; sucede que, hasta el presente, los estudios historiográficos inmanentes acerca de las interioridades de los textos en relación con sus informaciones sobre la lengua/gramática española son prácticamente inexistentes; es un tipo de hispanismo casi desconocido; y (ii) como tiene interés conocer la recepción de esta tradición decimonónica por parte de los autores estadounidenses de gramáticas y métodos del siglo XX, así como su incidencia en la fragua del hispanismo gramatical autóctono de dicho siglo, o las pautas que esa tradición marcó en la configuración de los rasgos idiosincrásicos de ese hispanismo estadounidense moderno (asuntos, por cierto, todos ellos apenas estudiados al día de hoy, sea en lo relativo a la descripción del español, sea en lo tocante a su enseñanza como lengua extranjera).

Aina Torrent

Evidentiality, subjectivity and grammaticalisation:
Spanish idioms and their German translation^{1/2}

1. Introduction

In linguistics, the term *evidentiality* refers to the source of knowledge the speaker has access to in relation to the truth value of a proposition (cf. González 2011, 145; González Vázquez 2006). Taking as our starting point the fact that both the reality surrounding us and our own inner psychological reality are sources of knowledge, the aim of this study will be to explore the relationships between the objective-evidential and the subjective-evidential within the grammaticalisation processes that certain kinds of Spanish phrases have undergone. More specifically, we will be looking at the cases of idioms like *a decir verdad*, *de hecho*, *en realidad* or *no has dicho nada*, which are formed either upon the basis of objective-evidential lexemes (*verdad*, *hecho* or *realidad*) or with a literal objective-evidential meaning (*no has dicho nada*). Our thesis in this regard is that objective-evidential lexemes or objective-evidential constructions have given rise to evidential idioms that express a high degree of subjectivity. In general we can state that grammaticalisation processes often entail a process of pragmaticalisation and subjectivisation, a thesis that has in fact already been defended and proved in Traugott (1989, 35 and 43).³

Likewise, we also intend to analyse the manifestation of this relationship between evidentiality, grammaticalisation and subjectivity from the point of view of the German translation of the Spanish idioms dealt with in the study.

As far as the method is concerned, on the one hand we have performed an analysis of authentic contexts of use, while on the other we based our work on earlier studies conducted on grammaticalisation processes, which show that they usually include inferences (cf. Traugott 1989, 50-51; Hopper and Traugott 2004; Traugott and Dasher 2002; Ruiz Gurillo 2011). The material analysed for this study comes from the Internet, as well as from a bilingual corpus (see subsection 4). Special attention has been paid to texts involving spontaneous interaction, since dialogue is the kind of text where most subjectivity is manifested.

Our study has to do with the subjective and, above all, the emotional (evaluations, appreciations, attitudes, etc.). In this regard we want to underline how

¹ This paper was supported by the research grant FFI2011-25755 (Spanish MICINN) funding the research project “Epistemic modality, evidentiality and grammaticality. Inter and intralinguistic contrastive analysis in oral and written discourse [MODEVIG]”.

² The author wishes to express her gratitude to Mr. M. Andrews for translating this paper and for his help in preparing the final version.

³ Our research is not a diachronic study: it is not our aim to provide a step-by-step explanation of the evolution of a free phrase into an idiom. The clear motivation of the chosen units allows us to reach solid conclusions about their evolution without having to observe it in detail.

important appreciations are going to be in the pages that follow. We define an appreciation as an “opinion-type” assertive speech act that includes an evaluation that is not necessarily questioned.⁴ Appreciations are highly subjective utterances.

2. Theoretical foundations

2.1. Evidentiality, subjectivity and grammaticalisation

2.1.1. Evidentiality and degree of certainty

Evidentiality, in the strict sense of the word, which is the one we are going to focus on here, constitutes a semantic-pragmatic category that indicates the source of information that the speaker bases him or herself on when s/he says something (cf. González Vázquez 2006, 13). In general, a distinction is drawn between direct and indirect modes. In the direct modes, the speaker has been an eyewitness to the experience, whereas in the indirect ones, the speaker was not an eyewitness. Moreover, the indirect modes can consist of transmitted information or inferential information (cf. González Vázquez 2006, 15-17). Inference is considered to be a type of source of information because it provides novel information based on previous data (cf. González Vázquez 2006, 44).

In accordance with the strict conception of evidentiality, we defend that epistemicity (or manifestation of the degree of certainty) constitutes a phenomenon that is independent from, but still closely related to, evidentiality, in the sense that the certainty of the speaker (epistemicity) depends on the type of source (evidentiality) (cf. De Haan 2001; Nuyts 2001, 386; Nuyts 2005; González Vázquez 2006, 106; Fitneva 2001).

The idioms that we will be dealing with in the sections that follow display a high degree of certainty. This is probably so because the subjective inner world is experienced as a very reliable source of information, which furthermore does not need to be proved due to the fact that it cannot be proved.

2.1.2. Evidentiality and subjectivity

We define subjectivity as the individual’s inner reality or set of sensations, feelings and thoughts, including the conclusions we reach when we think about ourselves. Our conception does not dissociate subjectivity from physiological aspects.⁵

The aspect of subjectivity that most interests us is the introspective look at our own inner reality that cannot be observed by others, that moment of reflec-

⁴ Martín Zorraquino (2004, 252) distinguishes between two types of assertives: opinions and information.

⁵ The question as to whether subjectivity has a biological substrate or not is a deep, controversial philosophical debate (cf. Schlicht 2012) which we have no intention of addressing here, although, intuitively, we believe it is not possible to separate mind from biology.

tion about oneself that may be a more or less conscious act.⁶ In our view subjectivity is an evidential phenomenon provided that it acts as a source of knowledge about oneself.⁷ The evidence, in this case, is only available to the sender.

As we see it, subjective evidentiality can be included among the inferential sources, because the information about what one feels and thinks is the result of reflection about oneself and about one's own previous experience.

It should be pointed out, however, that, in our opinion, the observation of things is always related to a subjective dimension, which is the act of thinking, abstracting and interpreting reality. In other words, the processing of information is always personal and, therefore, more or less subjective – a thesis confirmed by a number of different studies (cf. Gilbert *et al.* 1998, 36). Hence, we conclude that not only does the subjective have an evidential basis, but also that evidentiality is always subjective to a greater or lesser extent. Thus, the relations between evidentiality and subjectivity are close and reciprocal.

2.1.3. Grammaticalisation and implicatures

We define grammaticalisation as a diachronic process by which a lexeme or a phrase loses its concrete semantic content and goes on to represent more abstract, expressive and/or subjective concepts, or even grammatical relations or functions (cf. Traugott 1989: 31; González Vázquez 2006, 96). One of the tendencies that can be observed quite clearly in semantic change is the fact that the meaning becomes subjective (cf. Traugott 1989, 35 and 43). Grammaticalisation thus involves a loss of meaning or semantic bleaching, while the result, when there is a process of subjectivisation involved, implies that the sender's attitude is more important and that there is greater personal involvement (cf. Traugott 1989, 49).

The metaphor in particular, as the experiencing and interpretation of one type of thing in terms of another, plays an important role in grammaticalisation. Mention should also be made of metonymy, which has played an essential role in the grammaticalisation of negative words and expressions.⁸ Yet, above all in

⁶ The Merriam-Webster English Dictionary defines *introspection* as follows: "A reflective looking inward: an examination of one's own thoughts and feelings" (<http://www.merriam-webster.com/>).

⁷ In his study *Subjectivity as an evidential dimension in epistemic modal expressions*, Jan Nuyts, the renowned evidentiality researcher, saw subjectivity as an evidential dimension (cf. Nuyts 2001, 393) and stressed that it must not be mistaken for *speaker commitment* or "involvement of the speaking subject" (Nuyts 2001, 384). In later studies (Nuyts 2012) this same author moved away from his initial posture. To some extent it is clear that considering the subjective sphere to be evidential with no further justification is such a broad framework of analysis that it becomes practically useless for performing analyses. But in this study we insist on the notion that subjectivity is only evidential when it arises in a dialogue or in a text solely as a source of knowledge.

⁸ While the metaphor operates between two different domains, metonymy is restricted to a single domain (cf. Cuenca and Hilferty 1999, 111). Thus, the expression *estar como una cabra* is metaphoric because it is based on two different domains that are compared, namely madness and goats. In contrast, a case of metonymy could be the grammaticalisation of the word *nada*, which comes

relation to very abstract and subjective meanings, metaphors and metonymy do not help to account for grammaticalisation: in these cases we set out from the fact that conversational implicatures were conventionalised; grammaticalisation by means of metaphor and metonymy has to do with the expression of cognitive categories, whereas grammaticalisation through the conventionalisation of conversational implicatures has to do with negotiation in the interaction and with the speaker's attitude (cf. Traugott 1989, 49-51). In the pages that follow, we are going to use the units chosen for study to reflect on this last type of grammaticalisation and on other possibilities that may take place in the process of the lexicalisation of idioms.

2.2. Idioms, idiomacity and grammaticalisation

An idiom is a multiword lexeme with a certain degree of fixation whose meaning cannot necessarily be deduced from the meaning of its components or from the morphological and syntactic rules we apply to interpret free phrases, which is a phenomenon known as *idiomacity* (cf. Beßler 2009; Torrent-Lenzen and Uría Fernández 2009; Ruiz Gurillo 1997, 99; García-Page 2008, 388; Bosque and Gutiérrez-Rexach 2009, 114). An idiom is always the result of a process of grammaticalisation (cf. Ruiz Gurillo 2011) and of lexicalisation (of several words into a single multiword lexeme).

In the phrase that comprises any idiom it is often possible to detect (with varying degrees of clarity) two levels of meaning – one literal (the literal meaning of the words and the phrase in question) and one figurative (meaning of the idiom itself, which is the outcome of the processes we have just described); on other occasions lexical or morpho-syntactic anomalies occur (cf. Torrent-Lenzen and Uría Fernández 2009). Bearing in mind the pages that follow and the subject of our research, it is important to remember that the components or the phrases and meanings that have given rise to an idiom are very often quite clear (on the subject of what is known as *motivation*, see Penadés Martínez and Díaz Hormigo 2008).

3. Spanish idioms

This study addresses evidential lexical media, that is to say, multiword lexemes. In general, in the field of evidentiality, lexical media have received little attention from researchers (cf. González Vázquez 2006, 31). This is because some researchers, such as Aikhenvald (2004), consider only the grammatical elements as evidential, but not the lexemes (cf. Squartini 2008, 917-918). González Vázquez (2006, 33) wrote that lexical media often have only evidential connotations: perhaps this is another reason why up until now most researchers have preferred to study grammatical elements with a clear-cut evidential function.

from the Latin *rem natam* (cf. Buridant 2000, 708), 'born thing': the metonymy here lies in the shift from its use to designate a unit to the designation of no unit.

Ursula Reutner

Wikipedia und der Wandel der Wissenschaftssprache

Zusammenfassung

Der Beitrag gilt in einem ersten Teil Besonderheiten, die Wikipedia von klassischen Print-Enzyklopädien unterscheiden, und davon ausgehend dem Potential, das die Online-Enzyklopädie der Sprachwissenschaft eröffnet. Hieraus vertieft werden anschließend Auffälligkeiten der neuen Enzyklopädie Sprache. Der zweite Teil des Beitrags enthält Vorüberlegungen hierzu und skizziert den in den Stilblättern formulierten sprachlichen Anspruch Wikipe-dias. Im dritten Teil werden dieser Anspruch und die tatsächlich vorgefundene Sprache kontrastiert und dabei Konvergenzen zum Wandel der Wissenschaftssprache herausgestellt.

1. Einführung

Über 280 Sprachversionen – 1,4 Millionen Lemmata im Französischen – über eine Million im Italienischen und Spanischen. Gerade einmal 12 Jahre alt, ist Wikipedia heute die am weitesten verbreitete und umfangreichste Enzyklopädie der Welt. Größe bedeutet nicht automatisch Qualität. Größe aber bedeutet Einfluss auf unsere Vorstellung von Wissenstradierung. Wikipedia hat sie revolutioniert und ist in dieser Hinsicht gleichzusetzen mit den großen Enzyklopädien der Geschichte, von denen sie sich doch essentiell unterscheidet.

1.1 Wikipedia in der Enzyklopädiegeschichte

Wissen ist nicht für jedermann – so interpretierten die Scholastiker Matthäus 7,6: „Gebt das Heilige nicht den Hunden und werft eure Perlen nicht den Schweinen vor“. Die Interpretationshoheit im Umgang mit der Welt oblag weitestgehend der Kirche und sorgsam ausgewählten Theologen.

Bis zum beinahe diametral entgegengesetzten Konzept von Wikipedia waren viele Schritte notwendig: Humanismus, Renaissance und Reformation, die zur Emanzipation des Individuums und zum Hinterfragen autoritärer Wahrheiten führten; Rationalismus und Empirismus, die im Geiste eines „cogito ergo sum“ mit naturwissenschaftlichen Experimenten zum Erkenntnisgewinn gelangten; und natürlich die Aufklärung, in der Kant mit seinem „sapere aude“ den Menschen anmahnt, sich seines Verstandes zu bedienen (vgl. genauer Pscheida 2010: 113–167). Die scholastische Vorstellung vom Weltwissen als feststehender und damit nicht vermehrbare Menge war längst überkommen (vgl. Giesecke 1991: 435). Wissen stieg exponentiell an und sollte dem Menschen auch zur Verfügung gestellt werden. Ein wichtiges Instrument der Wissenspopularisierung waren die großen Enzyklopädien des 19. und 20. Jahrhunderts und ist heute sicherlich Wikipedia.

Die Idee der Sammlung, Systematisierung, Speicherung und in zunehmendem Maße auch Weitergabe von Wissen ist aber nicht neu, sondern wird schon

seit dem Altertum praktiziert. Der lateinische Ausdruck *encyclopaedia* wurde von den Humanisten aus gr. *ἐγκυκλοπαιδεία* entlehnt, einer fehlerhaften Lektüre von gr. *ἐγκύκλιος παιδεία* ‘Allgemeinbildung, die einer spezialisierten Fachausbildung vorangeht’ (vgl. TGL, Liddell/Scott, s.v.), und hielt zunächst in der weiten Bedeutung ‘Gesamtheit des Wissens’ in die romanischen Sprachen Einzug (Erstbeleg in TLF ist *Pantagruel* 1532, in GDLI Galileo). Die heutige Verwendung für eine logisch geordnete Sammlung von Wissen in Form eines Konversationslexikons verbreitete sich dann im Zeitalter der Aufklärung.

Diderots und d’Alemberts umwälzende *Encyclopédie* wird mit den Worten eingeleitet: „L’ouvrage dont nous donnons aujourd’hui le premier volume, a deux objets: comme *Encyclopédie*, il doit exposer autant qu’il est possible, l’ordre & l’enchaînement des connoissances humaines: comme *Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts & des Métiers*, il doit contenir sur chaque Science & sur chaque Art, soit libéral, soit mécanique, les principes généraux qui en sont la base, & les détails les plus essentiels, qui en font le corps & la substance“ (d’Alembert 1751). Wenig bescheiden stellt sich Wikipedia-Gründer Jimmy Wales in eben diese Tradition, wenn er uns auffordert: „Imagine a world in which every single person on the planet is given free access to the sum of all human knowledge“ (Wales 2004).

1.2 Abgrenzung zu Printenzyklopädien

Doch Wikipedia ist mehr als eine online gestellte Enzyklopädie. Ihre Entstehung und Weiterentwicklung im digitalen Raum lassen sie grundsätzlich von traditionellen Enzyklopädien unterscheiden (vgl. Abb. 1, auch Reutner im Druck): Wissenstransfer erfolgt in der klassischen Printenzyklopädie einseitig von Autor zu Leser. Wikipedia erlaubt dem Leser, selbst Autor zu werden, und ermöglicht damit eine Wechselseitigkeit des Informationsaustausches. Dies gilt für jeden Leser, so dass Autorenschaft nicht mehr elitär verstanden wird. Die Makrostruktur einer Printenzyklopädie wird zentral vorgegeben, bei Wikipedia dezentral entschieden. Der Zustand von Wikipedia ist dynamisch; ein fertiges Produkt gibt es nicht. Auf die Frage: „Quando una voce è completa?“ antwortet das italienische Stilblatt „una voce non è mai completa“ (MdS). Denn Aktualisierungen sind nur bei Printenzyklopädien aufwändig, bei Wikipedia hingegen unbegrenzt und jederzeit möglich. Die Wikipedia-Seite zu Jorge Mario Bergoglio wurde beispielsweise bereits am Abend seiner Wahl (13.3.2013) zum Lemma *Francisco (papa)* (19:21 Uhr), *Papa Francesco* und *Franziskus (Papst)* (21:13 Uhr) bzw. *François (pape)* (21:18) verschoben und entsprechend aktualisiert. Verlässlich ist die Printenzyklopädie aufgrund sorgfältig ausgewählter Autoren, Wikipedia hingegen durch die hohe Anzahl potentieller Korrektoren. Wikipedia ist getragen vom Prinzip der kollektiven Intelligenz oder – in den Worten von James Surowiecki (2004) – der „wisdom of the crowds“. Einigen Vergleichsstudien zufolge nähert sich die Verlässlichkeit dieser „Weisheit der Vielen“ derjenigen kommerzieller Enzyklopädien sogar an: Eine Studie des Wissenschaftsmagazins *Nature* von 2005, in der 42 Einträge aus der englischsprachigen

Wikipedia und der *Encyclopaedia Britannica* anonym auf sachliche Fehler, kritische Auslassungen und missverständliche Aussagen begutachtet wurden, ergab kaum Unterschiede in der Fehlerhaftigkeit: „the average science entry in Wikipedia contained around four inaccuracies; Britannica, about three“ (Giles 2005, 900). Ähnliche Schlussfolgerungen ergaben Studien der deutschen Computerzeitschrift *c't* (vgl. Kurzidim 2004, Wiegand 2007). Der Vergleich von 150 Begriffen in der deutschsprachigen Wikipedia mit den digitalen Ausgaben der *Bertelsmann Enzyklopädie*, des *Brockhaus* und der *Encarta* nach den Kriterien Ausführlichkeit, Aktualität, Neutralität, Verständlichkeit und Richtigkeit ergab „in den Texten der freien Enzyklopädien nicht mehr Fehler [...] als in denen der kommerziellen Konkurrenz, jedoch etliche Artikel, die trotz ihrer Länge nicht vollständig waren“ (vgl. Wiegand 2007, 144; anders jedoch Balzani 2008). Viele vertrauen Wikipedia daher blind: Erinnern wir uns daran, als zum Test der journalistischen Recherchesorgfalt ein Wikipedianer im Artikel über den deutschen Politiker Karl-Theodor zu Guttenberg dem Namen einen falschen Vornamen hinzufügte und sich dieser wie durch ein Wunder plötzlich in einem großen Teil der Medienlandschaft wiederfand.

	Printenzyklopädie	Wikipedia
Wissenstransfer	einseitig	wechselseitig
Autorenschaft	elitär	egalitär
Makrostruktur	zentral	dezentral
Zustand	statisch	dynamisch
Aktualität	begrenzt	unbegrenzt
Verlässlichkeitsgarant	Autoren	Korrektoren

Abbildung 1: Abgrenzung zwischen Printenzyklopädien und Wikipedia

1.3 Wikipedia als Untersuchungsgegenstand der Sprach- und Kulturwissenschaften

Wikipedia existiert in über 280 Sprachversionen, die in der Regel nicht einfach Übersetzungen einer (englischsprachigen) Basisversion sind. Vielmehr bestehen sie aus unterschiedlichen Sublemmata und setzen so eigene thematische Schwerpunkte. Von Vorlieben einzelner Autoren abgesehen, manifestieren sich in der Wahl der Subthemen äußerst aussagekräftige Kulturspezifika. So ist es kein Zufall, wenn ein Begriff wie etwa „Atomkraft“ in der deutschsprachigen Wikipedia anders als in der französischsprachigen behandelt wird.

Der Vergleich zwischen unterschiedlichen Sprachversionen liefert aber auch sprachwissenschaftliche Erkenntnisse: Welche Formulierungsstrategien können als Universalien der Wikipedia-Sprache aufgezeigt werden? Und welche einzel-

sprachlichen Charakteristika reflektieren ein unterschiedliches populärwissenschaftliches Schreiben im Vergleich der Kulturen? Einzelsprachliche Versionen sind zudem für sich genommen von Interesse. Die Artikel dokumentieren eine neue Form von wissenschaftlichem Schreiben, ein Schreiben von Autoren, die bislang mehrheitlich nicht für die Redaktion von Enzyklopädieartikeln in Frage kamen. Für Italien sprechen d’Achille/Proietti gar von „*appassionati dilettanti*“ (2011, 108), die zur Kategorie Malagninis der „*nuovi semicolti*“ (2007) gerechnet werden könnten. Doch einerseits werden manche Schwachstellen durch die Korrekturen anderer Nutzer relativiert (vgl. u.a. Tavosanis 2011, 134), andererseits weist der Professionalisierungsgrad der einzelnen Sprachversionen immense Unterschiede auf. Ein textlinguistischer Vergleich der englischsprachigen Wikipedia mit der ebenfalls kollaborativ online erstellten Enzyklopädie *Everything2* und der online verfügbaren Version der *Columbia Encyclopedia* lässt Emigh/Herring „*formal language features and the avoidance of informal and colloquial features*“ (2005, 7) als Charakteristika der englischsprachigen Version von Wikipedia festhalten. Dass deren Sprache stark formalisiert sei und sich derjenigen traditioneller Enzyklopädien nähere, bestätigt auch Elia (2008) in ihrer Vergleichsstudie zwischen Wikipedia und der *Encyclopaedia Britannica* (vgl. ähnlich Baron 2008).

Bei Wikipedia kann zudem die Editionsgeschichte in jedem Schritt nachvollzogen werden. Ein Klick auf den Reiter „*Versionsgeschichte*“ oben rechts im Bildschirm zeigt, wer wann was wie geändert hat. Wir erfahren damit, welche Themen öffentlich diskutiert werden, wann substantielle Änderungen erfolgen und welche sprachlichen Formen verbessert wurden. Dies ist u.a. im Hinblick auf nationale Varietäten aufschlussreich, auch wenn der Umgang mit ihnen in Wikipedia zumindest theoretisch klar geregelt ist: Ist ein bestimmtes Thema eng mit einem bestimmten Land verbunden, so sollte dessen endogene Norm für die Sprache des jeweiligen Artikel gewählt werden; ansonsten sind Artikel in derjenigen nationalen Varietät zu vervollständigen, in der sie begonnen wurden. Die praktische Umsetzung dieses Grundsatzes birgt durchaus Konfliktpotential und führte in der spanischsprachigen Version beispielsweise dazu, dass manche Artikel zu Fauna und Flora unter dem lateinischen Gattungsbegriff erscheinen (z.B. Kartoffel unter *solanum tuberosum*, nicht unter *papa* oder *pata-ta*).

Über den Reiter oben links „*Diskussion*“ kann der Leser dann die Gründe für manche der vollzogenen Veränderungen erfahren und die Diskussion der Autoren direkt mitverfolgen. Dies ist etwa interessant für die Untersuchung populärwissenschaftlicher Haltungen: Auf den Seiten zum Frankoprovenzalischen wird beispielsweise schon die Bezeichnung selbst hitzig diskutiert. Ein Nutzer schreibt: „*Le nom officiellement utilisé [...] est arpitan*“, andere argumentieren dagegen (in Bedijs/Meyer-Holz 2012: 446, auch schon Born 2007). Eine neue Tragweite erhält damit die Aussage des anglokanadischen Science-Fiction-Autors von Cory Doctorow: „*The Britannica tells you what dead white men*

agreed upon, Wikipedia tells you what live Internet users are fighting over“ (2006).

2. Theoretische Anmerkungen zur Sprache in Wikipedia

Wenden wir uns an dieser Stelle der Sprache in Wikipedia zu und betrachten zunächst die Frage, wo im Bereich der Wissenschaftssprache und speziell im Nähe- und Distanzkontinuum Wikipedia zu verorten ist und wie sie ihren eigenen sprachlichen Anspruch definiert.

2.1 Wikipedia im Komplex des wissenschaftlichen Diskurses

Wissenschaftssprache ist für Sobrero ebenso variantenreich wie der Automarkt: „La lingua dei testi scientifici arriva sul mercato, oggi, come un’auto: in tante versioni quante sono le tipologie degli utenti che si vogliono raggiungere“ (Sobrero 2006: 5). Eine mögliche Systematisierung dieser „Modelle“ zeigt Abbildung 2, die dreierlei Einsichten Rechnung trägt: (1) Auch bei Wissenschaftssprache ist zwischen einem gesprochenen und einem geschriebenen Kanal zu unterscheiden und zudem ein digitaler Kanal wahrnehmbar, dessen Status an anderer Stelle zu klären sein wird; (2) in jedem dieser Kanäle wird Distanz- und Nähesprache realisiert und dies (3) in allen Spezialisierungsgraden der Fachsprache (vgl. Reutner 2012: 446).

Wollen wir in diese Tabelle nun Enzyklopädien (kursiv gekennzeichnet) integrieren, so lassen sich in der Zeile mit hohem fachwissenschaftlichem Spezialisierungsgrad leicht Fachencyklopädien ergänzen. Die nächste Zeile zum halbdivulgativen Spezialisierungsgrad betrifft die Kommunikation zwischen Wissenschaftlern und ihren Schülern – einen Bereich, dessen kulturkontrastive Beschreibung im Rahmen der Internationalisierung von Lehre an Bedeutung gewinnt und insbesondere im Gesprochenen noch große Forschungsdesiderata aufwirft. Im (digital) Geschriebenen ist als enzyklopädisches Beispiel an ein Glossar zu denken, in dem ein Professor seinen Studierenden die wichtigsten Ausdrücke seines Faches erklärt. Der niedrigste Spezialisierungsgrad ermöglicht die maximale Verbreitung von Wissen, die Kommunikation zwischen Wissenschaftlern und Laien – wie in qualitativ hochwertigen Printencyklopädiën. Schwierig ist die Einordnung bei Wikipedia: Denn wer schreibt eigentlich und wer liest?

Eine prominente Historikerin fragte kürzlich in einem Vortrag in Passau: „Wer von uns sieht nicht kurz vor einem Vortrag noch mal in Wikipedia, wenn ihm die Daten aus dem Dreißigjährigen Krieg entfallen sind?“ Die Situation dreht sich teilweise um: Der Laie schreibt, und die Historikerin liest. Vom Anspruch her aber sollte Wikipedia „für Laien verständlich sein“ – so das deutsche Stilblatt (WsgA). Das französische präzisiert: „Wikipédia [...] s’adresse largement à des non-spécialistes. Pensez à eux quand vous écrivez“ (SE), das italienische: „Una voce di Wikipedia è destinata a essere letta da tutti: adulti, ragazzi, bambini, professori universitari e persone con la licenza media“ (MdS). Wi-

kikipedia ist also für Laien gedacht und gehört damit in die untere Zeile. Ihr digitaler Kanal lässt sie in der mittleren Spalte verorten, aber hier nun im Bereich der Distanz- oder der Nähesprache?

		Kanal & Konzeption					
		geschrieben		digital (geschrieben)		gesprochen	
		Distanz	Nähe	Distanz	Nähe	Distanz	Nähe
Spezialisierungsgrad	für Fachkollegen	Fachaufsatz <i>Fach- enzyklopädie</i>	Labor- tage- buch	Fachauf- satz im Netz <i>Fachen- zyklopä- die im Netz</i>	E-Mail, Diskussi- onsforum, Chat	Fachvor- trag	Arbeits- treffen
	für Schüler	Unterrichts- material <i>Glossar</i>	Korrektur- kommentar	Online- Kurs <i>Online- Glossar</i>	Seminar- begleiten- des Diskus- sionsforum	Seminar, Vorle- sung	Erklä- rungen während der Sprech- stunde
	für Laien	Zeitungs- artikel <i>Allgemeine Print- enzyklopä- die</i>	Brief	Populär- wissen- schaftli- cher Online- Aufsatz <i>Wikiped- ia- Artikel</i>	E-Mail, Chat, Mai- ling-Liste, Diskussi- onsforum, Blog	Radio-, Fernseh- pro- gramm	Privat- unterhal- tung

Abbildung 2: Enzyklopädien innerhalb der Formen wissenschaftlichen Schreibens

2.2 Wikipedia im Nähe- und Distanzkontinuum

Die von Koch/Oesterreicher formulierten Kommunikationsbedingungen weisen mehrheitlich in Richtung Distanzsprache (vgl. Abb. 3): Der Kommunikationsraum ist öffentlich, die Kommunikationspartner sind einander nicht vertraut und sollten nicht emotional beteiligt sein, obgleich in der Praxis gelegentlich eine gewisse Begeisterung durchscheinen mag. Situations- und Handlungseinbindung liegt nicht vor, ebenso wenig ein Bezug zum Ich, Hier und Jetzt des Sprechers. Die Kommunikationspartner sind zudem räumlich getrennt, auch wenn sie sich in einem gemeinsamen virtuellen Raum befinden, der bei manch einem Autor das Gefühl der Nähe aufkommen lassen mag. Durch das – bei der Abgrenzung zu Printenzyklopädien in 1.2 dargestellte – Prinzip der egalitären Autorenschaft hat zudem jeder das Recht, in den Artikel einzugreifen. Kooperationsmöglichkeit definiert Wikipedia geradezu und ist damit das einzige nächstsprachliche Merkmal, das komplett zutrifft. Sie reicht aber nicht bis hin zur Dialogizität. Der – für die Abgrenzung zu Printenzyklopädien ebenfalls relevante – dynamische Zustand von Wikipedia, also die fehlende Endgültigkeit, verleitet zu größerer Spontaneität als bei statischen Printenzyklopädien. Reflektiert

heit bleibt als zentraler Wert dennoch weitgehend erhalten. Der Grad der Themenfixierung ist hoch, auch wenn – durch das unbeschränkte Platzangebot – Abschweifungen nun leichter auftreten, aufgrund der – ebenfalls abgrenzungsrelevanten – dezentralen Makrostruktur aber zeitnah in neue Artikel ausgelagert werden können.

	Printenzyklopädie	Wikipedia
Öffentlichkeit	+	+
Fremdheit	+	+
<i>geringe emotionale Beteiligung</i>	+	+ (-)
Situations- und Handlungsentbindung	+	+
origo-ferner Referenzbezug	+	+
<i>physische Distanz</i>	+	+ (-)
<i>geringe Kooperationsmöglichkeit</i>	+	-
Monologizität	+	+
<i>Reflektiertheit</i>	+	+ (-)
<i>Themenfixierung</i>	+	+ (-)

Abbildung 3: Kommunikationsparameter von Printenzyklopädien und Wikipedia

Demnach ähneln die Kommunikationsbedingungen insgesamt denjenigen von Printenzyklopädien, weniger hingegen die Autoren. Lesen wir die Studie zu Beteiligungsmotiven von Altmann 2011 mit sprachwissenschaftlicher Brille, so wird ganz klar, dass sprachlich versierte Fachwissenschaftler eine Minderheit unter den Autoren sind: Die Befragten nennen als Beteiligungsmotiv den Wunsch nach Weiterbildung und geben als positive Effekte der Redaktionsarbeit an, ihre eigene Ausdrucksfähigkeit verbessert zu haben. Wikipedia würden sie Rechtschreibsicherheit und Formulierungsstärken verdanken. Ein Schüler ist gar überzeugt, nach dreijähriger Wikipedia-Erfahrung optimal auf die Redaktion seiner Facharbeit vorbereitet zu sein (vgl. Altmann 2011, 166–173).

2.3 Der stilistische Anspruch Wikipedias

Bevor wir uns die tatsächliche Sprache der Artikel dieser Autoren ansehen – die *wikilanguage* also, im Unterschied zum *wikispeak*, der Sprache der Wikipedianer untereinander –, werfen wir noch einen Blick auf den sprachlichen Anspruch der Online-Enzyklopädie. Wikipedia enthält Seiten für die Autoren mit technischen Erklärungen, Hinweisen, wie ein Artikel angelegt werden sollte, Fragen zum Aufbau eines Artikels, aber auch Seiten mit stilistischen Anmerkungen. Sie heißen in Wikipedia.fr *Conventions de style* (CdS) und *Style encyclopédique* (SE), in Wikipedia.it *Manuale di stile* (MdS), in Wikipedia.es *Manual de estilo* (MdE), in Wikipedia.de *Wie schreibe ich gute Artikel* (WsgA) und in Wikipedia.en *Manual of Style* (MoS) und *Writing better articles* (WbA). Schon die unterschiedlichen Titel der Stilblätter dokumentieren die Heterogenität, die sich in Aufbau und Inhalt fortsetzt. Einige Kerngedanken ziehen sich dennoch durch alle Texte. Gefordert werden durchweg die Unpersönlichkeit und Unparteilichkeit der Darstellung, hohe Präzision und Relevanz als Qualitätskriterien,

Schlichtheit und Verständlichkeit der Formulierung sowie die Bevorzugung kurzer Hauptsätze gegenüber komplexen Hypotaxen.

2.3.1 Unpersönlichkeit

Als eines der drei großen Tabus von Wissenschaftssprache wurde das Ich-Tabu formuliert. Die Worte (*verba*) sollten sich direkt aus den Dingen (*res*) ergeben – ohne die verfälschende Vermittlung eines Autors. In wissenschaftliche Fachaufsätze hat die 1. Person inzwischen Einzug gehalten – schließlich ist es nun einmal der Autor, der die Dinge interpretiert. Dies gilt nicht für Enzyklopädieartikel, die ja keine eigenen Erkenntnisse vermitteln, und v.a. nicht für Wikipedia, wo es auch ausgeschlossen bleibt. So finden wir im französischen Stilblatt die Anweisung „Bannissez [...] le *je*, le *on*, le *nous*, le *vous*“, im englischen „[...] never use *I*, *my*, or similar forms“ (WoS).

F – Un article doit être [...] impersonnel (CdS).

Bannissez les *nous allons voir*, *n'oubliez pas que*, *soulignons que*, *cet article se propose de* et, d'une manière générale, le *je*, le *on*, le *nous*, le *vous*. Les articles de Wikipédia n'ont en principe pas d'auteur unique et ne sont pas des dialogues mettant en scène un auteur s'adressant à son lecteur (SE).

I – [...] chi scrive deve farlo per quanto possibile in modo impersonale (MdS).

E – Wikipedia articles must not be based on one person's opinions or experiences, so never use *I*, *my*, or similar forms (except in quotations). Also avoid *we*, *us*, and *our*. [...] Do not use the second person (*you*, *your*); it is often ambiguous and contrary to the tone of an encyclopedia (WoS).

Articles should generally not be written from a first or second person perspective [...]. While this is acceptable in works of fiction, it is generally unsuitable in an encyclopedia, where the writer should be invisible to the reader. Moreover, pertaining specifically to Wikipedia's policies, the first person often inappropriately implies a point of view inconsistent with WP:NPOV, and second person is inappropriately associated with step-by-step instructions of a how-to guide (WbA).

Avoid such phrases as *remember that* and *note that*, which address readers directly in an unencyclopedic tone (MoS).

2.3.2 Unparteilichkeit

Ein ganz zentraler Grundsatz von Wikipedia ist der des neutralen Standpunktes, der im obigen Zitat genannte NPOV (*neutral point of view*). Er impliziert die Vermeidung der 1. Person, aber auch von Wertungen jeglicher Art, sei es explizit oder implizit, etwa durch konnotierte Wörter (z.B. *homme politique* statt *homme d'État* und *politicien*):

F – Un article doit être [...] neutre, c'est-à-dire permettre de comprendre le sujet sans le juger (CdS).

Wikipédia apporte une compréhension, pas un jugement. N'introduisez aucune forme de louange ou de condamnation (SE).

I – [...] chi scrive deve farlo per quanto possibile in modo [...] imparziale (MdS).

D – Der Gebrauch einiger Wörter, besonders aus dem emotionalen oder wertenden Bereich, verletzt gegebenenfalls den Grundsatz des neutralen Standpunkts (WsgA).

E – The use of subjective qualifiers should be avoided (Wba).